



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s W i e n.

Verzehrungssteuer. — Kartoffelkrankheit. — Rußland und Rom. — Postwesen.
— Eisenbahnverbindung. — Literarisches. — Theatralisches.

Erzherzog Stephan ist nach Böhmen zurückgekehrt, und scheint mit seiner Verwendung in Betreff der Erleichterung der niedern Volksklassen mittelst einer zweckmäßigen Modification der Verzehrungssteuer nicht ganz zufrieden zu sein, indem diese Maßregel an mancherlei Bedenken zu scheitern scheint, obschon sie eben so sehr von der Gerechtigkeit, als von dem Drange der Umstände geboten wird. — Die Kartoffelkrankheit hat bei uns nicht die Ausdehnung gewonnen, welche sie anderwärts hatte, und diesem Umstande sowohl, als der lenzartigen Witterung mag es wohl hauptsächlich zugeschrieben werden, wenn der Nothstand, der für den heranbrechenden Winter zu drohen schien, nicht in der furchtbaren Gestalt aufgetreten ist, der man nothbedingte einige Zugeständnisse machen muß. In der letzten Jahresversammlung der Gesellschaft der Aerzte hielt der berühmte Botaniker Endlicher einen Vortrag über die Kartoffelsäulniß, aus dem hervorgeht, daß die von ihm selbst gemachten Versuche die Erfahrung von der Unschädlichkeit des Genusses kranker Erdäpfel vollkommen bestätigen; die microscopischen und insbesondere chemischen Untersuchungen, die über diesen Gegenstand von Professor Endlicher und anderen Botanikern angestellt worden, sind noch nicht geschlossen, und sollen erst später der gelehrten Welt in einer umfassenden Arbeit vorgelegt werden. Nach der amtlichen Berichtabstattung des Regierungsrathes Dr. Knolz sind in der Provinz Niederösterreich blos 37 Ortschaften von der Kartoffelseuche ergriffen worden, und das Uebel gestaltet sich hievorts in keiner Art zu der Wichtigkeit, daß ein Ausfall des landwirthschaftlichen Ereignisses zu befürchten stände.

Der russische Gesandte am hiesigen Hofe, Graf Medem, hat demselben die Anzeige gemacht, daß sein Monarch entschlossen sei, seinen Aufenthalt im Palais der Gesandtschaft zu nehmen, wodurch denn die mit einem Kostenaufwande von 30,000 Gulden C. M. besorgte neue Decorirung der Appartements in dem unter dem Namen der Reichskanzlei bekannten Flügel der Hofburg überflüssig geworden. Die in der Umgebung Wiens garnisonirenden Regimenter sind bereits unter strömendem Regen heute in die Stadt eingerückt, wo sie bei den Bürgern einquartirt werden und vor Sr. Majestät paradiiren sollen. Die Berichte der Augsburger Allgem. Zeitung, denen man die russische Feder auf den ersten Blick ansieht, haben bei den denkenden Lesern einen überaus niederschlagenden Eindruck hervorgebracht, denn wenn man erwägt, welches Schicksal seit 10 Jahren dem Katholicismus in Rußland beschieden ist, und wie viele Thronen durch die gegen die treuen Bekenner der römischen Kirche überhängten Verfolgungen im Laufe dieser Zeit erpreßt worden sind, so muß man die Art und Weise, wie sich die italienischen Höfe gegen das Oberhaupt dieses Reiches benahmen, sehr seltsam finden und selbst davon schmerzlich berührt werden. Ja, sogar der römische Stuhl, dessen System sonst die Großartigkeit der eiferntesten Consequenz nicht abgesprochen werden kann, hat die Würde seines Berufes dem Czar gegenüber nicht genug behauptet, zumal wenn man sein Verfahren gegen einzelne Männer in Anschlag bringt, die wie Hermes oder Konge, bloß ihrer eigenen Ueberzeugung folgten und Niemand ein Haar krümmten. Scheint es doch, als ob die frömmsten Höfe, die sonst jederzeit die Kirche und den Glauben im Munde führen und damit die Strenge der von ihnen gegen mißfällige Personen ergriffenen Maßregeln bemänteln wollen, der Politik gerne die Oberhand einräumen, sobald das dynastische Interesse dabei im Spiele ist. Der Fanatismus dient bloß als Waffe gegen die Kleinen, unter sich macht man den Aufgeklärten und Voltairianer. Der Besuch des russischen Monarchen hat dem Ansehen der römischen Kirche wesentlich geschadet, selbst wenn es zu einem Concordat zwischen Rußland und dem Papste kommen sollte, das bei der ausgreifenden Staatskunst der russischen Regierung ohnedem gar wenig bedeuten will.

Die Postverwaltung hat eine erweiterte Organisation erhalten, wie es die steigende Ausdehnung des Briefverkehrs erfordert, der andererseits wieder durch den Aufschwung der Industrie bedingt wird. Außer der Vermehrung des Personals und der Regulirung des Postenlaufs soll auch die Posttaxe für den einfachen Brief auf 8 und 4 Kreuzer C. M. herabgesetzt werden, je nach der Entfernung des Bestimmungsortes; doch scheint man mit dieser letzteren Neuerung noch zu zaubern, denn das Neujahr steht vor der Thür, und noch immer ist die erwartete Kundmachung nicht erschienen. Die Staats-

verwaltung hat bereits die Erfahrung gemacht, daß die Ermäßigung des Porto den Postverkehr steigere, und sollte darum um so weniger zögern, diesen erprobten Satz abermals durch eine neuerliche Reform zu erhärten. Im Jahre 1843 bestand der Reinertrag des Postregals in 1,986,000 fl., im Jahre 1844 schon 2,244,000 und im Jahre 1845 dürfte derselbe die Summe von 2½ Million Gulden übersteigen. Freilich steht diese Einnahme im Vergleiche mit der Einnahmziffer kleiner Staaten noch in gar keinem passenden Verhältnisse, allein dies beruht wohl hauptsächlich auf der niedern Culturstufe, auf der sich die bedeutendsten Provinzen des Riesenstaates befinden, und gehört nicht zur erwähnten Sache. Diese besteht darin, daß sich die Hofpostverwaltung jährlich steigert und diese Steigerung in Folge einer Portomäßigung eingetreten ist, folglich eine neuerliche Ermäßigung durchaus nicht dem finanziellen Interesse des Staates feindlich sein dürfte, obschon jene nur ruckweise Statt finden muß, soll der Ertrag keinen nachhaltigen Ausfall erleiden.

Mehr noch der preussischen Bahn in Schlesien, als der Nordbahndirection erwächst durch die Bestimmung der Staatsverwaltung, wodurch es der letztern nicht erlaubt ist, vor der Vollendung der Staatseisenbahn an die sächsische Grenze die noch fehlende Strecke von 800 Klaftern zur preussischen Grenzlinie mit Schienen zu besetzen, ein sehr empfindlicher Schaden, ohne daß man indeß die Verfügung der Staatsbehörde tadeln könnte, indem es derselben vorbehalten bleiben muß, auf ihrem Territorium solche Vorkehrungen zu treffen, um das Interesse der Gesamtheit dem Vortheile des Auslandes gegenüber kräftig zu wahren. Durch die frühere Vollendung der durch Mähren, Schlesien, Brandenburg und Pommern führenden Eisenstraße würde der Verkehr ohne Zweifel auf diese Route geworfen und bei der späteren Eröffnung des Schienenweges über Prag und Dresden würde es schwere Concurrencyopfer kosten, um die vorweggenommene Frequenz zum Theile wieder auf die Route durch Böhmen, Sachsen und die Mark zurückzuleiten, welche denn doch immer die eigentliche Verkehrsader zwischen Oesterreich und Norddeutschland bleiben wird, da der Weg nach Hamburg unter allen Umständen wichtiger ist, als der nach Stettin und die Berührung Leipzigs ungleich gesuchter sein wird, als die von Frankfurt an der Oder. Was der Nordbahn an Gewinn entgehen wird durch eine etwa zweijährige Brachlegung der Richtung nach Preussisch-Schlesien, das kann sie in der Folge wieder gewinnen durch das Monopol, das sie auch in der Richtung gegen Böhmen genießt, zumal die aus der geographischen Lage des sich an die schlesische Bahn anschließenden Flügels naturgemäß erwachsende Frequenz ihr ohnedem zufällt, und eine Rivalität der beiden Richtungen mehr einem Bruderzwiste ähnlich wäre, wo durch den Gewinn des Einen der Andere nicht verliert. Zudem

scheint eine Klausel des zwischen der österreichischen und sächsischen Regierung abgeschlossenen Staatsvertrages die Priorität der schlesischen Bahn grundsätzlich auszuschließen, da Sachsen nicht minder bei der Sache betheiligt erscheint und sein Interesse im Gegenfalle offenbar dem Preußens aufgeopfert würde. Aus diesem Grunde glaube ich auch, daß alle Bemühungen der preussischen Bahndirection um Ermächtigung der Noebbahn zum Fortbau und Anschluß vergebens sein werden und die beiden Eisenstraßen nach Sachsen und Preußen gleichzeitig dem öffentlichen Verkehre überantwortet werden dürften.

Die Gedichte von Hermann Rollet „Frühlingsboten aus Oesterreich“ werden hier viel gelesen und verschiedenartig beurtheilt. Streng verboten ist die neueste ins Gebiet der religiösen Fragen schweifende Schrift Schufelka's: „Die neue Kirche und die alte Politik“, so wie auch Rank's Roman „Waldmeister“ das Admittitur nicht erhielt. Ueber dieses Buch gehen die wunderbarsten Widersprüche des Urtheils durch das Publicum, und während die Einen sich in himmelnden Lobesergießungen über das seltene mit Jean Paul'schem Geiste getränkte Talent des Verfassers erschöpfen, schütteln Andere den Kopf, und Mancher bricht gar völlig den Stab über die darin aufgespeicherte Forcirtheit und Unnatur. Kuranda's Werk über Belgien hat eine nachsichtige Behandlung von Seiten der Censurbehörde gefunden und wurde demnach erlaubt; etwas über dieses Buch in diesem Journale zu sagen, wäre unziemlich, doch kann ich nicht unbemerkt lassen, daß durch ähnliche Leistungen das Vorurtheil gegen im Auslande lebende österreichische Schriftsteller bald verschwinden müßte, und in dem vorliegenden Falle auch die Behörde ihre Anerkennung auszusprechen sich veranlaßt fand. Das hiesige Journal „Die Gegenwart“ brachte unlängst eine kritische Besprechung des sehr günstig beurtheilten Buches, sonst hat noch kein einziges hiesiges Blatt sich die Mühe genommen, denn da sind die Concerte, und ellenlange Referate müssen geschrieben werden über die großen Berühmtheiten, die unser Ohr martern und unsere Seele langweilen.

Die Theater haben nichts Neues gebracht; im Hofburgtheater erwartet man Dehlenschlägers „Dina“, und im Operntheater gibt die französische Schauspielergesellschaft unter Herrn Sainvals Leitung sehr spärlich besuchte Vorstellungen; außer einem Elsasser und Dem. Roussel lauter blanke Mittelmäßigkeiten, die Einem die ganze französische Nation verleiden könnten. Zudem hat das Publicum die bessern der zur Darstellung gebrachten Piecen schon im Burgtheater von ganz anderen Kräften spielen sehen, und ist doppelt ungehalten über die schlechten Schauspieler und das alte Repertoire. Im Theater an der Wien, welches unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch die meiste Thätigkeit entfaltet, gab man den Freischütz mit verschwenderisch aufgeputzter Wolfschlucht, und der Andrang war so stark, daß Ohnmäch-

tige hinweggetragen werden mußten und einzelne Sperrstübbillete um 10 Gulden verkauft wurden. In den nächsten Monaten erwartet man den Kapellmeister Wagner aus Dresden, der eine seiner Opern hieselbst zur Aufführung bringen will. Auch Balse aus Paris ist gesonnen, angelockt von dem Erfolg der Haimonskinder, hieher zu kommen und sein Glück mit einem jüngeren Werke zu versuchen. Jenny Lind ist mit 600 fl. für jeden Abend auf eine Reihe von Gastrollen gewonnen, und Meyerbeer wird sie persönlich begleiten. Der Intendant des Hoftheaters in Oldenburg, Herr von Gall, hat in einer besonderen Schrift den Vorschlag gethan zur Stiftung eines deutschen Theatercartells, und es wäre dem Werke der gedeihlichste Fortgang zu wünschen. In Wien jedoch wurde das von Herrn von Gall in Vorschlag gebrachte Verfahren gegen Ausreißer des dramaturgischen Heeres schon lange in stillschweigender Uebereinkunft beobachtet, wie dies erst jüngst wieder der Tenorist Gehrer aus Pesth erfuhr, der seine Bühne heimlich verließ und nach Wien huschte, um auf den dortigen Brettern zu glänzen. Der ehrgeizige Sänger, dem der Ruhm magyarischer Kränze nicht mehr genügen wollte, sah sich indeß in seinen berauschenden Hoffnungen schmerzlich betrogen, da die Polizeibehörde ihm jedes öffentliche Auftreten untersagte und ihn überdem aufforderte, entweder seine contractlichen Pflichten zu erfüllen oder die vertragsmäßig stipulirte Reuegeldsumme zu bezahlen. Es ist nicht gut, wenn die Herren von der Kunst allen bürgerlichen Rechtsbegriffen enthoben werden und der Künstlerfreiheit jedwedes zu Gute geschrieben wird; die Dichter sind auch Kunstjünger, aber Niemand räumt ihnen diese Künstlerfreiheit ein, ja man hat sie wohl in einem andern Sinne des Rechtszustandes entkleidet, doch zu ihren Ungunsten.

II.

A u s s p r u c h .

Religiöse Presse. — Die Jubelfeier des Tridentiner Concils. — Straßenbau. — Wünschenswerthe Anlagen. — Geschichtliche Werke.

Fast jede Nachricht, welche aus unsern Thälern in die deutsche Journalistik dringt, trägt eine religiöse Färbung, und seit der unseligen Sectengeschichte im Zillerthale bis zur Aufnahme der aus der Schweiz vertriebenen Mönche von Muri in ein tyrolisches Klostergebäude, ist man gewohnt, die geistlichen Angelegenheiten als die eigentlichen Landesangelegenheiten behandelt zu sehen, wozu indeß auch der Umstand beitragen mag, da die meisten Schriftsteller Tyrols dem geistlichen Stande angehören, und deshalb über die Vorgänge des religiösen Lebens in der Provinz am Besten unterrichtet sein mögen. Auch ich kann diese Region nicht gänzlich umschiffen, und

muß wider Willen mit einer Festfeier beginnen, welche ein wesentlich religiöses Gepräge an sich trägt. Ich meine das Jubiläum des Conciliums, welches im Jahre 1545 in der südtyrolischen Stadt Trient abgehalten worden und das in den Decembertagen d. J. sehr festlich begangen wurde. Dieses Ereigniß in der stillen Eintönigkeit unseres engbegrenzten Berglebens bildet derzeit den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, und es hat der Vielseitigkeit der Theilnahme keinen Eintrag gethan, daß zum Beschluß der Feier ein heftiger Brand die Festfreude unterbrach, und der Jubel der fröhlichen Tage mit einem Leichenzuge schloß. Es wird Ihnen bereits aus den Zeitungen bekannt sein, daß eine bisher in ihren Ursachen unenträthselte Feuersbrunst das große Gebäude der Zuckerraffinerie zu Trient in Asche legte, wobei mehre Menschen theils getödtet, theils verwundet wurden. Der Aberglaube des Volkes stiert diesen ohne Zweifel ganz zufälligen Unfall wie eine ahnungreiche und bedeutungsvolle Begebenheit an, und es wird lediglich von dem Maaße der Belehrung abhängen, welche man ihm zu Theil werden läßt, um die öffentliche Meinung über diese sehr einfache Thatsache aufzuklären und zu berichtigen. Augenzeugen behaupten, die Jubiläumsfeier habe einen gar zu weltlichen Anstrich gehabt, obschon derselben außer dem Erzbischofe von Salzburg, dem Fürsten von Schwarzenberg, noch sechs fremde Bischöfe und viele Aebte und Priester beigewohnt hatten, doch mag dieses in dem Wesen des Südländers und in dem Temperament des Volkes liegen, das auch seine innersten Empfindungen sehr geräuschvoll und plastisch auszudrücken pflegt, so daß der kühlere Nordländer die Aeußerungen seiner Gefühle in einem anderen Sinne auffaßt, als dies bei einer gerechten Beurtheilung des Volksgeistes geschehen sollte. Ueber 50,000 Menschen durchwogten die ersten Straßen des alten Trient, und der blaue Himmel sah trotz der vorgerückten Jahreszeit recht mild und freundlich auf das harmlose Treiben der fröhlich bewegten Menge herab. Ein ausführlicher Bericht in deutscher und italienischer Sprache ist bereits unter der Presse, und aus ihm wird der Ami de la Religion in Paris seinen katholischen Lesern die getreuesten Schilderungen bringen; auch hat ein Künstler in Mailand den Auftrag erhalten, auf die Jubelfeier des Tridentinischen Concils eine Denkmünze zu schneiden, die sodann in Bronze ausgeprägt und an alle geistlichen und weltlichen Freunde des berühmten Kirchenfestes versendet werden soll.

Ueber die religiösen Festfreuden will ich indes die materiellen Verbesserungen nicht vergessen, deren sich Tyrol zwar spätlich und langsam, aber jährlich zu erfreuen hat. In einem so rauhen Gebirgslande, wo der Boden der Communication so arge Hindernisse in den Weg legt, ist der Straßenbau von besonderer Wichtigkeit, um

so mehr als Tyrol durch die Unfruchtbarkeit seines Bodens und seine geographische Lage zwischen Italien und Deutschland von der Natur auf den Handel, auf den Transitverkehr angewiesen ist. Die Vereinzlung des Landes im Jahre 1842 durch den Erzherzog Stephan hat in dieser Beziehung manches Gute angeregt, und namentlich legte der Erzherzog am 30. August des genannten Jahres den Grundstein zu der Brücke über die schauerliche Schlucht des Rugsbaches am Fuße des Schönberges, über welchen die neue Straße nach Mattrei gegen den Brenner zu geführt wird. Die hohe Bedeutung des Unternehmens geht schon aus dem Umstande hervor, daß dieser Straßenzug die Verkehrsader des ganzen Landes ist, und der gesammte Transit über den Brenner geht; auch muß bedacht werden, wie nur durch die vollendetste Straßentechnik der geregelte Gang der indischen Post von Triest über Tyrol und den Rhein, welchen der englische Schiffs-lieutenant Waghorn unlängst mit Glück versucht hat, für die Zukunft bei jeder Jahreszeit möglich gemacht werden kann. Während nun in den zwei Jahren 1843 und 1844 durch eine feste Herstellung von kolossalen Widerlagen gesorgt wurde, fand am 18. December d. J. die solenne Schließung des die Brücke bildenden Bogens Statt, welcher eine Spannweite von $138\frac{1}{2}$ Fuß hat und kaum seines Gleichen in ganz Deutschland haben dürfte. In Oesterreich mindestens wird dieser Brückenbogen bloß von dem bei dem Castell Vecchio in Verona übertroffen, welcher eine Spannweite von 145 Fuß hat. Zur Herstellung der Rugsbacher Brücke wurden innerhalb der drei Baujahre 80577 Kubikfuß Quader verwendet, wovon manches Werkstück von 70 Kubikfuß Stärke; sie bestehen aus Nagelfluh und wurden bei Innsbruck in der Nähe von Mühlau gebrochen. Das Bauwerk verdient die Aufmerksamkeit jedes verständigen Reisenden.

Dem Tyrolerlande kann indeß nur durch zwei Dinge geholfen werden, nemlich durch die Regulirung des Etschbettes, dessen Fluten die gräßlichsten Verwüstungen anrichten, und durch die Führung einer Eisenstraße von Verona nach Bregenz. Beide Unternehmungen sind ganz leicht auszuführen, wie Pasetti und Negrelli unwiderlegbar bewiesen, und erfordern weiter Nichts als Geld. Bei der Wichtigkeit der Sache sollte es aber an den dazu nöthigen Summen nicht mangeln, und kann der Staat auch nicht Alles, so vermag er doch sehr viel, wenn es sich um den Wohlstand und die ganze Zukunft einer treuen Provinz handelt. Ist die Verbindung Italiens durch die Schweiz mit dem Bodensee einmal fertig, und nach Negrellis Meinung der eben die Traose in Zürich aussteckte, ist diese Zeit nicht mehr fern, so verliert Tyrol auf immer seinen wichtigen Transithandel und muß gänzlich verarmen. Es ist eine Lebensfrage für das Land Tyrol!

Um die Literatur nicht ganz zu ignoriren, obschon dies in Tyrol nicht schwer fällt, will ich schließlich einer literarischen Erscheinung erwähnen, die gewiß volle Theilnahme finden wird, da sie auf die heiligsten Erinnerungen des Volkes gebaut ist, und ein sprechendes Bild von einer denkwürdigen Epoche liefert. Der Universitätsprofessor Dr. Ilie hat Bilder aus der Kriagszeit veröffentlicht, die im Gewande der Erzählung die schätzbaren Beiträge zu der genauesten Kenntniß der Vorfälle im Jahre 1809 liefern, und deshalb allseitig gewürdigt werden sollten, da sie nicht so sehr Phantasiestücke, als romantisch behandelte Begebenheiten sind. Der durch mehre Werke historischen Inhalts rühmlich bekannte Dr. Albert Jäger, arbeitet gegenwärtig an einer Episode der Landesgeschichte, die in mehr als einer Hinsicht das Interesse des Geschichtschreibers anregt, die „Geschichte des Erzherzogs Sigismund“ der der Sohn Friedrichs mit der leeren Tasche war, und unter dem Tyrol eine wichtige Rolle spielte.

III.

A u s R o m .

Des Kaisers Ankunft. — Bettelsohistik. — Joh. 8, 7. — Ins Albaner-
gebirg. — Der Dianenspiegel. — Castel Gandolfo. — Für und wider. —
Kunsturtheil und Künstlerurtheile. — Versprechen ohne Versprechen. —
Ein Händedruck. — Die wunderbare Zeit.

Das muß man erlebt haben, um sich ein Bild davon machen zu können. Ich schreibe Ihnen spät, ich sollte eigentlich gar nicht schreiben. Denn Sie haben nun doch inzwischen Alles wie es gewesen ist, aus den Zeitungen erfahren, oder vermuthlich wie es nicht gewesen ist; denn selbst hier an Ort und Stelle mußte Einer schon ein wahrer Psycholog und Zeichendeuter sein, um aus dem was man erfuhrt, etwas von dem Geschehenen zu erfahren. Aber wenn ich nun auch richtig vermuthete, daß Sie aus den Zeitungen so gut wie Nichts wissen, sollte ich dennoch eigentlich nicht schreiben, denn was ich wiederzugeben hätte, sind Eindrücke, von denen sich eben das wahre Wesen gar nicht wieder geben läßt. Indessen, ich habe Ihnen zu schreiben versprochen: *va banque!* — Es war, glaube ich, am 13., als der Kaiser von Rußland hier ankam; ich würde nicht hinausgegangen sein, um mir den Drubel mit anzusehen: — ich weiß selbst nicht, warum ich ein solcher Thor bin, daß mich die Affenschanke welche das müßige und neugierige Volk schon seit mehreren Tagen trieb, ärgerte —; aber ich konnte den Palazzo Giustiniani, das Hotel der russischen Gesandtschaft, kaum vermeiden: ich hatte mit einem Freunde ein Stelldichein in einem Café beim Place S. Eustachio verabredet, und kam vom Place Colonna; — da geht der

kürzeste Weg über den Platz des Pantheon, an welchem auch der Palast Giustiniani liegt. Der Platz und die anstoßenden Gassen waren mit Menschen bedeckt, die das fremde Wunder zu sehen begehrt, Bürger, Abaten, Trasteveraner, Vignarolen mit ihren lezernen Schienen an den Beinen, Frauen mit ihren Broncekömmen im Haare, kniehohe Buben mit runden Filzhüten, doppelt so hoch wie sie selbst, Verkäufer, Bauern, alles bunt durch einander. Sie gafften auf der Seite des Pantheon nach den Fenstern hinauf, Andre standen in Gruppen, steckten die Köpfe zusammen und erzählten sich seltsame Geschichten von den ungeheuern Säcken voll Zechinen die der Czar mitgebracht hätte, und daß sein Tafelzeug von lauter Gold und seine Messer und Gabel mit diamantnen Hefen wären, und daß er eine Henne hätte, die ihm alle Tage ein goldnes Ei legte, und daß er mit dem Leibhaften einen Bunt gemacht hätte, und was dergleichen mehr. Vor dem Palaste selbst war kaum durchzudringen. Man wollte den Kaiser abfahren sehen, da er, hieß es, sogleich nach dem Vatican wollte, um dem heiligen Vater seine Aufwartung zu machen.

Als ich mein Ziel erreichte, fand ich meinen Freund, der mich schon erwartete, und mehrere andre Personen, die sehr eifrig sprachen. Ja, beim Leib eines Juden, sagte ein kurzer dicker Krämer aus der Nachbarschaft, indem er beide Arme auf die kleine runde Platte eines Tischchens stemmte, ich will ihm auch eine Bittschrift einreichen, er muß mir helfen, man muß das Eisen schmieden weil's warm ist, mein Hauswirth kann lachen, dem ich seit einem Jahr die Miethen schuldig bin. — Aber habt ihr denn keine Scham? versetzte ein Abate, der an demselben Tischchen behaglich ein Glas Sahne mit Kaffee schlürfte; bedenkt doch die Ehre unserer Stadt, und daß er der Feind unserer Kirche ist, und daß wir ihm unseren Stolz zeigen müssen. — Cospetto! fiel ihm der kleine Dicke in die Rede; was braucht er hierher zu kommen? Wenn's ihm zu Hause zu wohl ist, so kann er uns auch das Vergnügen bezahlen, daß er sich unsere Herrlichkeiten besieht. Wozu hat er all das Geld, wovon sie sagen? Drückt er bei sich zu Hause die Gläubigen, gut, so ist's Recht, daß er dafür hier von den Gläubigen ausgedrückt wird, wie eine Citrone. Was Ehre? Wer klug ist, hat Ehre. — Die Bettler hat der Governatore alle einsperren lassen, fuhr der Andre fort, damit der fremde Kaiser nicht belästigt werden soll, und nun wollt ihr zu Bettlern werden, und ihn ärger belästigen, als jene gethan hätten? — Jesus, Marie und Sanct Joseph, antwortete der Krämer lachend, ich sage' euch schon, daß das nicht gebettelt ist; wir cassiren nur ein, was er uns schuldig ist, uns, die wir ihn hier beherbergen, und unsern Brüdern, denen er Unrecht thut; man muß nur die Dinge

bei ihrem richtigen Namen nennen. — Beim richtigen Namen! rief der Abate. Daß Ihr gesegnet seid! Ja, als eine Bezahlung wird er das Geld ansehen, das er hier ausschüttet: Bei allen Heiligen! Damit wird er uns die Seelen unserer armen Brüder jenseits abzukaufen meinen. In solchem Sinne eine Bezahlung; verstanden? An die Köpfe schmeißen solltet ihr seinen Heiducken oder was es sind, das Sündengold, anstatt darum zu betteln. O ihr! — Und wenn wir's ihnen an die Köpfe schmissen, entzogene der Dicke, was hätten wir davon? Oder was hätten unsere verfolgten Brüder davon? Würden die nicht vielmehr büßen müssen, was wir sündigen? Als ob er uns das Recht, seinen Muth an ihnen zu fühlen, noch lange abzukaufen brauchte! Also, da wir das Unglück nicht abwenden können, machen wir uns wenigstens so viel Glück daraus, als für gescheidte Köpfe darin steckt. — Mir soll er auch Glück bringen, aber ohne daß es ihn was kostet, sagte der Caffetiere, der mit seinem Chocoladen-Kocher in der Hand, ämsig quirlend herzutrat; mein Junge war heute Morgen auf der Straße, als dieser große Monarch eben ankam; siebzehn Leute zählte er, vier Lichter, die Uhr schlug dreizehn, ich habe gleich die Nummern gefest, eine herrliche Terne, sehen Sie meine Herren, vier, dreizehn, siebzehn.

Wir hatten inzwischen gefrühstückt, mein Freund und ich. Es war ein köstlicher Tag, nachdem wir zuvor Regenwetter gehabt hatten. Laß uns einen Spaziergang ins Freie machen, sagte ich. Er war es zufrieden. Wer mag unter dem Volk aushalten, und ihre Misere mit ansehen? Was verdienen sie als getreten zu werden? Und doch, was kann das arme Volk dafür, das so aufwächst wie es aufwächst? Wie viel Schicksalsgunst ist nöthig, daß ein Volk sich fühlen lerne, und einen großen und nobeln Sinn unter sich gemein mache! Die Form in welcher die Niedrigkeit hier unter dem hungernden Volk erscheint, ist uns allerdings eine der widrigsten. Aber greifen wir in den eigenen Busen! Fühlen wir uns frei von Schuld? Nun, dann schämen wir uns, und weg mit dem Stein, den wir auf Jene werfen wollten! — Wir gingen durch die Stadt weithin, über den capitulinischen Hügel, dann am Hange des Palatin entlang und zwischen dem Aventin und Monte Celio hindurch, nach dem Sebastians-thor. Draußen immer weiter und weiter an der Basilica des h. Sebastian vorüber, und so fort auf der alten appischen Straße, bis zu dem herrlichen Denkmal der Cäcilia Metella. Dort ruhten wir. Der Blick schweifte über die einsame Campagna, das ferne Gebirg glänzte köstlich in Schnee und Sonne, die Albanerberge lagen im violetten Duft, unwiderstehlich lockend. Wie ist's? Gehen wir nach Albano? Wir überzählten den Inhalt unserer Geldbeutel. Ich dachte, es geht, sagte mein Freund. Wir gingen, so wie wir waren, in unserer leichten Kleidung; übernachteten in Albano, stiegen am andern Morgen

den Monte Cavo hinauf, dann hinunter nach dem See von Nemi, auf welchen Ludwig von Baiern das unsterbliche Distichon gemacht hat:

Spiegel Dianens genannt wirst du See; jungfräuliche Ruhe,
 Von der jungfräulichen Natur giebst du zurücke das Bild, —
 und kehrten über Genzano und Arizzia nach Albano zurück. Tages
 darauf besuchten wir Castel Gandolfo, wo der Papst einen Sommer-
 palast besitzt (der schon seit 1596 der apostolischen Kammer gehört);
 wir thaten was der Papst hätte thun können, wenn er seinem Gaste
 ausweichen wollte. Manche Cardinäle sollen zu solchem Ausweichen in
 der That gerathen haben; aber der alte Gregor zog es vor, seinem
 Widersacher in die Augen zu sehen und, wo möglich, ans Herz zu reden.

Fast am Abend des dritten Tages kamen wir von diesem wun-
 der schönen Spaziergange nach Rom zurück. Den andern Tag, als
 ich ausging, erfuhr ich, daß der Czar soeben seinen Abschiedsbefuch
 beim Papste gemacht hätte. Ich ließ mir nun von vielen und sehr
 verschiedenartigen Personen, die zum Theil den Vorgängen dieser
 Tage näher gestanden hatten, den Verlauf erzählen. Ich horchte auch
 in den Cafés, besonders unter den Künstlern im Café Greco, in
 den Buchläden, auf den Straßen herum. Aber das ist nun eben
 was sich nicht wiedergeben läßt. Ein solches Durcheinander von
 Meinungen, von leidenschaftlichem Für und Wider. Ganz Rom war
 in Aufregung. Die große Menge war entzückt von dem Czaren.
 Er hatte Gold mit vollen Händen ausgestreut, ungeheure Trinkgelber
 gegeben, ganzen Massen von Leuten, die ihn mit Bettelbriefen be-
 stürmten, Geschenke gemacht. Er hatte die Ausstellung, hatte Ateliers
 von Künstlern besucht, zu Fuße, rühmte man, wohin der Wagen
 nicht dringen konnte, hatte den Schmutz der Gassen nicht gescheut,
 hatte viel gekauft, hatte viel bestellt. Diejenigen welche dabei über-
 gangen worden waren, behaupteten, er habe sich, als ein rechter Bar-
 bar, nur die grellen und bunten Bilder ausgefucht; die Anderen wi-
 dersprachen dem mit Heftigkeit; Manche meinten, die Sache sei nicht
 ganz ohne, entschuldigten ihn jedoch deswegen auf allerlei Art,
 um auf seinen guten Geschmack (hatte er doch von ihnen gekauft
 und bei ihnen bestellt) nichts kommen zu lassen. Die Zeitungscorre-
 spondenten, die bei den Künstlern herumhorchen, um ihre Berichte
 zu machen, und die nun so und so hören, werden recht in Verlegen-
 heit sein. Aber die Verschiedenheit der Meinungen über des Kaisers
 Silberwahl ist noch gar nichts gegen die Verschiedenheit der Meinun-
 gen über das Benehmen der beiden Herrscher gegen einander. Hier
 hört man von den Czaromanen, der Czar sei höchst liebenswürdig,
 der heilige Vater höchst zuvorkommend gegen seinen Gast gewesen;
 dort hört man von den Freunden der Kirche, der Papst habe den
 Kaiser mit Vorwürfen überhäuft und der Kaiser habe die verlegenste
 Figur von der Welt gespielt. Jene behaupten, dem Kaiser sei alle

mögliche Ehre erwiesen, diese, es sei ihm kalt begegnet worden, und in Allem nur so viel geschehen, als durchaus nicht zu vermeiden war, wenn man den nothdürftigen Anstand nicht verletzen wollte: nicht einmal die Geschenke welche der Kaiser erhielt, seien ihm im Namen des Papstes gemacht worden, sondern nur im Namen der Vorstände verschiedener Kunstanstalten welche er besuchte; die römische Noblesse habe sich gar nicht um ihn gekümmert. Jene erzählten, wie der Kaiser sich einen Gegenbesuch des heiligen Vaters aufs ernstlichste verboten habe; diese sagen: ja, weil er durch vorangegangene Unterhandlungen wußte, daß er ihn keinesfalls empfangen würde. Und auf die Beleuchtung der Peterskuppel, setzen sie hinzu, hat der Czar sogar angespielt, aber keine Lampe hat man ihm angezündet. Ach, das hat die und die Ursachen gehabt, sagen die Andern; kein Mißwollen lag dem zu Grunde. Von der einen Seite wird versichert, der Kaiser habe strenge Untersuchung und Abstellung aller Beschwerden versprochen, von der anderen, er habe alles was nach Rom berüchtet worden sei, für Verleumdung erklärt und nicht die geringste Hoffnung auf eine bessere Zukunft der römischen Kirche in seinem Reiche gegeben.

Letzteres weiß ich sogar aus dem Munde eines Hochgestellten. Inbessen warum sollte der Kaiser nicht strenge Untersuchung und Abstellung „gerechter“ Beschwerden versprochen haben? Das konnte er ja thun, ohne sich im Geringsten zu binden. Bleibt ihm doch die Entscheidung, was gerechte Beschwerden sind. Ist es richtig, was ich derselben Quelle verdanke, daß Lambruschini, nachdem er den Czaren gesprochen, geäußert habe, „von diesem Manne sei nichts zu erwarten“, so deutet man sich diese Aeußerung doch wohl falsch, wenn man meint, daß sie auf eine directe Zurückweisung der römischen Anliegen zu beziehen sei; vielmehr möchte der Cardinal eher indirecter Weise aus dem Eindrücke, welchen ihm der Czar machte, und aus dem Mangel bestimmter Zusagen, auf die Hoffnungslosigkeit der römischen Kirche in Rußland geschlossen haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß beide Behauptungen richtig sind: der Kaiser kann ja doch und wird auch wohl aufs Höflichste „alles Mögliche“ versprochen, und somit nichts versprochen haben. Wie sollten aber die klugen Handhaber der römischen Gewalt nicht fühlen, daß als Folge dieses kaiserlichen Besuches für die römische Sache nicht nur nichts zu hoffen, sondern im Gegentheile mehr denn je zu fürchten ist? Welche Waffe giebt nicht der russischen Regierung dem römisch-katholischen Theile ihrer Unterthanen gegenüber die, wenn auch immer nur rücksichtsvolle, Begegnung in die Hand, welche der Czar in Rom gefunden hat, dieser Handkuß, mit welchem er den Papst verehrte, diese Umarmung, mit welcher der Papst die Verehrung bezahlte! Arme Polen! Die Träger der beiden Gewalten, unter deren entgegengesetztem Federdruck euere Herzen schlagen, haben sich geküßt. Vor der rauhen Hand der einen flüchte-

tet ihr noch, wenn auch nur zu euerem inneren Troste, seither unter die sanfte Hand der anderen: die beiden Hände haben einander freundschaftlich gedrückt. Welch' ein Druck!

Wunderbare Zeit! Die Völker, die Stämme sind immer mehr und mehr auf ihre Eigenheit aus, schließen sich immer schroffer gegen einander ab, suchen sich in ihrer angestammten Sprache und Nationalität, in der überkommenen Form ihrer Religiosität fester und fester wider einander zu verschanzen, die alten Antipathien wachen auf, der Weltbürgersinn wird verpönt, der Süden entbrennt gegen den Norden, der Osten gegen den Westen, gegen das Ausländerthum werden auf allerlei Weise Schlagbäume errichtet. Und die Erde bedeckt sich zu gleicher Zeit mit Eisenstraßen, die euch zu einander führen, Geschwader von Dampfschiffen überbrücken selbst die Meere, der Handel verflucht euere Interessen in unentwirrbaren Knoten, die Furcht vor Krieg und Zwiespalt ist schon zum Riesen herangewachsen; und die Gewaltigen der Erde besuchen und besuchen sich allesammt, und pflegen des herzlichen Einverständnisses. — Wie werden sich die Widersprüche lösen? Zur Linderung eurer Leiden? Oder zum allgemeinen Brand? — Wer lüftet den Schleier? —

Ich habe Ihnen noch von einem Feste, welches das archäologische Institut kürzlich hier beging, erzählen wollen; aber ich muß es mir vorbehalten: dieser Brief ist nur schon zu lang.

IV.

Aus Berlin.

Die Colonisation der Moskitoküste. — Deutsche Auswanderer. — Der gescheiterte Verein. — Was Noth thut.

Aus den Zeitungen ersehe ich, daß die Moskitocolonisationsgesellschaft ein Stück der Moskitoküste für 400,000 Thlr. nun wirklich erworben hat, und daß demnach zu dieser Colonisation ernstlich geschritten werden soll. Bekanntlich ist über die Wahl der Moskitoküste heftig in den Zeitungen gezankt worden. Beide Parteien, die welche die Moskitoküste vertheidigte und die welche dieselbe zu Gunsten brasilianischer Ansiedelung heruntersetzte, haben sich unlautere Motive vorgeworfen; der Rhein. Beobachter, welcher sich außer der Texasgesellschaft, auch der Moskitogesellschaft sehr warm annahm, ging so weit, daß er die Gegner Agenten von Seelenverkäuferetablissements nannte. Beide Parteien werden einander in dieser Hinsicht wohl nichts vorzuwerfen haben. Den leidenschaftlichen Angreifern und Vertheidigern auf beiden Seiten ist es natürlich nicht um das Beste unserer Auswanderer, sondern um ihre Speculation zu thun. Daß sie beiderseits glauben, gut gewählt zu haben, mag

man immerhin annehmen, denn sonst wäre ja die Speculation schlecht; aber man muß auch bedenken, daß es noch Gründe genug geben kann, selbst bei dem Bewußtsein einer nicht vorzüglichen Wahl, oder doch bei nicht wirklich begründeter Ueberzeugung von deren Zweckmäßigkeit, die Speculation eine Zeitlang aufrecht zu erhalten. Man muß Diejenigen welche Geld hergeben und auf Dividenden speculiren, von Denen unterscheiden, welche das Project machen und welche recht gut ihren Vortheil finden können, selbst wenn das Project hinterher zusammenbricht. Den ersteren würde daran gelegen sein, gut zu wählen, und ihr Interesse würde mit dem der Auswanderer zum großen Theile Hand in Hand gehen; den letzteren aber, welche eben Projectenmacher sind, stehen immer neue Wege genug offen, und ihr Interesse ist keineswegs mit dem der armen Auswanderer verbunden. Bei dem Streit um das Moskitoland kommt noch ein anderes Element hinzu. Die brasilianische Regierung wünscht deutsche Colonisten heranzuziehen; ihren Agenten ist deshalb daran gelegen gegen anderweitige Colonisationsversuche Opposition zu machen. Niemand leidet bei dem aber so sehr, als die unglücklichen Auswanderer, die eine Beute verderblicher Klimaten, der Habgier hartherziger Spekulant und gewinnlüchtiger Schaffner, und zuletzt unsäglichen Glends werden. Erst eben wieder haben wir so schreckliche Botschaft von dem Schicksale jener nach Rio gewanderten Menschenmasse (über 1900 Köpfe) durch die Zeitungen erhalten. Pfui der Zänkereien darüber, ob unsere Landsleute in Brasilien oder an der Moskitoküste geschlachtet werden sollen! Das Eine was Noth thut, ist, daß die Auswanderungen unter irgend eine wirksame Obhut gestellt werden. Zu diesem Ende hatte sich in Berlin ein Verein bilden wollen, der, wie es scheint, nunmehr gänzlich eingeschlafen ist. Ich kann darüber nichts sagen, ob die Moskitogesellschaft gut gewählt habe, oder nicht; aber was ich sagen kann, ist, daß sie das Unrecht auf sich geladen hat, um ihrer Speculation willen, jenen Verein, der sich Fürsorge für die deutschen Auswanderungen überhaupt zur Aufgabe stellte und einen philanthropischen Zweck hatte, zu sprengen. Sage ich aber: die Moskitogesellschaft, so sage ich in der That zu viel. Die Moskitogesellschaft ist ein späteres Geschöpf; sie, als Gesellschaft ist unschuldig an der Verstörung jenes damals in der Bildung begriffenen Vereins. Es waren nur einige Herren, welche den Verein für das Moskitounternehmen zu gewinnen suchten, weil es ihnen von Werth schien, diesem Unternehmen, welches übrigens als Privatunternehmen, wie bekannt, schon begründet war, eine Gesellschaft zur Unterlage zu geben, und welche, da ihre Absicht an dem ernststen Willen der meisten zur Bildung des Vereines zusammengetretenen Personen scheiterte, die nur Sorge für deutsche Auswanderer überhaupt im Auge hatten, durch

ihre Intriguen und Manöver den Verein untergruben, auf dessen Trümmern sie dann die sogenannte Moskitogesellschaft zu Stande brachten. Ob der Verein, wenn er ins Leben getreten wäre, sich seiner Aufgabe gewachsen gezeigt haben würde, kann man natürlich nicht wissen; aber des Versuches wäre es doch immer werth gewesen, und es ist schon zu beklagen, daß es unter den Gründern desselben keinen Mann von hinlänglicher Energie gab, um die Keime zusammenzuhalten und den Machinationen der andern Partei Trotz zu bieten. Möchte der Versuch erneuert werden! Unterdessen wäre es aber hohe Zeit, daß von Regierungswegen nachdrückliche Maßregeln in Betreff der immer stärker anschwellenden Auswanderungen ergriffen und Mittel gefunden würden, die Auswanderer vor Irreleitung, Betrug und Mißhandlung so mannichfaltiger Art zu schützen.

Was in dieser Hinsicht Gesetzgebung, Unterhandlung mit den überseeischen Regierungen (denen von Deutschland aus ja kaum irgend eine Art Nachdruck gegeben werden kann) und polizeiliche Aufsicht vermögen werden, steht freilich auch noch dahin. Jedenfalls, gesetzt auch es gelänge das Beste was irgend zu hoffen ist, wird der officiellen Fürsorge die Thätigkeit philanthropischer Vereine über Lang oder Kurz zu Hülfe kommen müssen, wenn unseren Auswanderern ein leidliches Loos geschaffen werden soll.

V.

Aus Dresden.

Tullius Mosens Don Johann von Oesterreich.

Nach althergebrachter Sitte bringt unsere Bühne am Neujahrstage ein neues Stück; dieses Mal war die Wahl auf Mosens jüngstes Trauerspiel gefallen. Obwohl der Dichter von seinem früheren Verweilen in Dresden her gar manchen Freund hier zählt, so fanden doch seine dramatischen Dichtungen im Allgemeinen auf unsrer Bühne ebensowenig als anderwärts — höchstens etwa den oldenburgischen officiellen Beifall ausgenommen — etwas mehr als einen, oft sogar zweifelhaften succes d'estime; es ist dies natürlich, da Mosens dramatische Figuren nichts als Träger sentenzenreicher Phrasen sind, ihr Pathos der Lebenswahrheit entbehrt und sein Shakespearisiren nachgerade langweilig wird. Hiernach war dann eine gewisse Voreingenommenheit gegen das Stück vorhanden; doch wurde sie bei der Darstellung überwunden — ein Erfolg, den wir auch keineswegs auf alleinige Rechnung jener stellen mögen. Das Stück ist allerdings das Beste, was Mosens bis jetzt producirt hat; es bietet fortschreitende Handlung und durch sie bedingte Entwicklung der Charaktere; die zu Grunde liegende tragische Idee wird ohne allzu große Anstrengung für den

Zuschauer zur Anschauung gebracht. Daß viele Anklänge an Göthe's Egmont und Schillers Don Carlos vorkommen, ist nicht zu verkennen; doch darf man deshalb dem Dichter um deswillen keinen erheblichen Vorwurf machen, weil der Stoff historische und locale Identitäten mit sich brachte. Freilich schimmert bei Don Escovedo, Johanns Freund, Marquis Posa, beim Grafen von Bergen Wilhelm von Dranien stark durch, und es ließen sich der Parallelen noch mehrere ziehen; aber wir haben sie weniger als absichtliche „Zufälligkeiten“, denn als nothwendige Gestaltungen gleichartiger, dichterischer Ideen zu betrachten. Die Sprache ist, leider, wieder ächt mosenisch; sie riecht ihren Shakespeare fast in jedem der Verse, die mit ihren pomphaften Wortfügungen zum Theil wahre Knüppeldämme für die Schauspieler werden; dieses Bilderhaschen ist eine falsche Speculation auf poetischen Schwung; es verläuft sich mitunter zu Lächerlichkeiten, wie z. B. eine Rede Escovedo's, ungefähr: „In meinem Hien ist hohe Jagd, es schlagen die Gedankenhunde an!“ in ihrem Gegensatz den oldenburger Schauspielern zum Stichworte für ansbleibende Stichworte geworden ist. Warum hält sich der Dichter nicht auf der rechten Mitte der einfachen, natürlichen Gedankenentwicklung, wie sie bei der Vermählungsscene am Schluß des zweiten Actes so schön hervortritt? — Den dramatischen Höhepunkt erreicht das Stück unbedingt im 3ten Acte, als Don Johann, nach der Seeschlacht von Lepanto siegreich zurückkehrend, von seinem eifersüchtigen Bruder Philipp quiescirt wird, alsdann seine Soldaten für ihn rebelliren, und er sich endlich bewegen läßt, die Mission nach den Niederlanden zu übernehmen. Hier ist ein markiges, rasches Handeln; lebendig und klar treten die Charaktere hervor, und die Rebellionscene im Lager kann man nur ein Meisterstück dramatischer Poesie nennen. Dagegen ist das Verhältniß des Helden zu Maria de Mendoza, seiner Geliebten und später heimlich angetrauten Gattin, viel zu schwankend behandelt; hier fehlen Motive, die gleichzeitige Leidenschaft des Königs für Marien wird nur erzählt, und es bleibt Alles nur Schattenbild; und doch war gerade auf dieser Seite so reicher Stoff geboten, das rein Menschliche, das Erwärmende und Hinreißende im Charakter des Helden zu entwickeln. — Schreitet Moses auf dem mit diesem Stücke betretenen Wege fort, hört er namentlich das an, was ihm über seine Fehler oft genug gesagt worden ist, dann dürfen wir von ihm noch bedeutende tragische Dichtungen erwarten; vor allem ist es aber dabei nöthig, daß er A. Stahrschen Lobhudeleien nicht glaubt, die ihn womöglich noch über die Sternhöhe der Vollendung hinausheben, während er doch noch auf dem Wege zum Ziele ist.

F. P.

Notizen.

Deutsche Auswanderer. — Der Sue-Krieg in der Allgemeinen Deutschen. —
Buchhändler-Annonce. — Die welterobernde Schienenstrafe.

— Seit einigen Monaten schreien die deutschen Zeitungen über den französischen Prinzen Joinville; dieser Franzose soll nämlich, durch welsche Zauberei, hunderte deutscher Seelen gezwungen haben, als Sklaven auf seine neu erworbenen Besitzungen in Brasilien zu gehen. Schreckliche Mähre!... Die Sache scheint sich indeß, nach einer Correspondenz aus Brasilien in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, ein wenig anders zu verhalten; und wir thäten überhaupt besser, wenn wir bei unsern Calamitäten nicht stets mit wohlfeilem Patriotismus alle Schuld auf fremde Arglist und Pffiffigkeit wälzen wollten. Nicht Prinz Joinville, sondern die Provinzialregierung von Rio Janeiro hat sechshundert deutsche Arbeiter bestellt. Sogleich fanden sich über sechshundert und machten sich mit ihren Eltern, Weibern und Kindern, zusammen neunzehnhundert Personen, auf die Reise. In Dünkirchen, wo das Haus Delrue & Co. ihre Einschiffung übernommen hatte, werden jedem der Auswanderer 45 Franken abgefordert; sie wissen nicht wofür? Endlich kommen sie, bei möglichst schlechter Beköstigung auf dem Schiffe nach Brasilien, und da werden sie zu öffentlichen Arbeiten und namentlich zur Erbauung einer Stadt, Petropolis, verwendet; ihr Tagelohn ist gut, allein das Leben theuer, und die Kosten der Ueberfahrt müssen allmählig von dem blutig erworbenen Sold abgezogen werden. Also neunzehnhundert Deutsche wenden ihr Wischen Hab und Gut auf eine Reise über den Ocean und bezahlen mit ihrem saueren Schweiß die Kosten der Ueberfahrt, nur um das Glück zu haben, unter einem heißen Himmelsstrich, wie einst die Kinder Israels in Aegypten, fremden Völkern Städte zu bauen; nur um sich zu travaux forcés auf Lebenszeit zu verdammen, denn woher sollen sie, nach Vollendung ihrer Helotenarbeit, die Mittel nehmen, um in die Heimath zurückzukehren, wo übrigens auch nur neues Elend sie empfangen würde?!

— Jetzt weinen und schreien die Armen, und jetzt hat man leicht, die fremden Seelenverkäufer und Sklavenhändler anklagen; die fremde List, glaube ich, ist lange nicht so groß, als die deutsche Leichtgläubigkeit. In Brasilien dachte man vielleicht, das deutsche Volk sei froh, wenn es nur irgendwo in der Welt schwere Arbeit bekomme. Aber in Deutschland? Da sich unsere Regierungen doch in alles mischen, da sie ihre Landeskinde nicht einmal ohne Paß und besondere Erlaubniß auswandern lassen, warum überwachen sie nicht wenigstens genauer die fremden Agenten? Haben z. B. in diesem Falle, die respectiven deutschen Regierungen untersucht, ob die

Werber den deutschen Arbeitern keine goldenen Berge vorspiegelten? Ob sie ihnen ihre Versprechungen ausdrücklich und schriftlich garantierten? Ob sich die armen Leute die Art ihrer Bestimmung und die Bedingungen ihrer Reise klar gemacht, oder ob sie sich durch allgemeine Schönmalereien beschwachen ließen? Als man den Unglücklichen in Dünkirchen ihre letzten Groschen abpreßte, war kein deutscher Consul in Havre, in Calais, oder an Ort und Stelle selbst, der sich ihrer gegen die Habgucht des Hauses Delrue annehmen konnte? Sind die neunzehnhundert Arbeiter endlich von Brasilien selbst betrogen und verrathen worden, will man ihnen jetzt rechtmäßige Forderungen und gütliche Zusagen nicht erfüllen, so müßte es ja mit allen Wundern zugehen, wenn Deutschlands Mächte, bei aller Ohnmacht zur See, nicht von einem Staate wie Brasilien sollten Genugthuung erlangen können für neunzehnhundert verkaufte Seelen. Aber wahrscheinlich ist an dem ganzen Jammer weder Joinville noch Rio Janeiro, sondern weiter Niemand wieder Schuld, als die unbegreifliche Leichtgläubigkeit und — Dummheit unseres guten deutschen Volkes. In andern Ländern ist man ignoranter und lernt nicht so viel Geographie und Geschichte, wie bei uns, doch hat man kein Beispiel, daß sich Franzosen oder Irländer so schmähslich anführen ließen. Hundertmal ist nachgewiesen worden, und täglich lehrt die Erfahrung, daß nur die Auswanderung nach Nordamerika — mit den nöthigen Hülfsmitteln unternommen — die Träume der Europäer zu erfüllen pflegt: dennoch lassen sich jährlich Tausende nach allen Weltgegenden, nach Rußland und Polen, nach Algier und Sanct Thomas, nach der Wallachei und Brasilien locken. Wo es nur einen Sumpf des Elends und ein Netz der Sklaverei giebt, da muß der Deutsche hineinplumpen. Und wie ist Dem zu helfen, der sich so gerne selbst verkauft? —

— Die Zeiten werden nie so schlecht, daß der Humor in Deutschland ganz verloren ginge. Wenn er uns einmal vor lauter Censurinstructionen und geheimen Verordnungen vergehen sollte, so wird er in den deutschen Buchhändlerannoncen fortleben. Jeder vollständige Ostermeß- oder ein großer Leihbibliothekencatalog enthält eine Fundgrube unfreiwilliger Komik, man braucht aber nur täglich die großen Zeitungen zu lesen, d. h. die Inseratblätter, welche oft allen Esprit ihrer Feuilletons aufwiegen, um sich mit der Zeit einen Hausschatz humoristischer Einfälle zu sammeln. Allerliebste ist der neueste Inseratenkrieg zwischen dem Herrn Kollmann und Philippi in der Deutschen Allgemeinen Zeitung. Kaum sind die Anathemata der Kritik über die Erzeugnisse der französischen Fribolität und Unnatur verhallt, kaum sind unsere nationalen gründlichen Verdichte über die verwerflichen Bücher Eugen Sue's, und die pikanten Anekdoten über

die Vielschreiberei und Fabrication der Pariser Autoren durch alle Journale gelaufen, so erregt die Erwartung eines unangekündigten Romans desselben Sue einen Aufruhr, der die unglücklichen Augusttage in Leipzig vergessen machen wird. Die sündhafte Pariser Literatur wird sich trösten über den sittlichen Abscheu, den wir in der Regel vor ihr bekennen, wenn sie sieht, wie man sich in den Werkstätten der deutschen Literatur um ihre Todsünden balgt. Herr Philippi in Grimma ruft: Mein Leib- und Hausdichter, mein Lubojakki, der so eben den Deutschkatholicismus als Roman verarbeitet hat, ist so glücklich, der deutschen Nation den ersten Band von „sieben Todsünden“ nach Eugene Sue zu bieten. Ungeheure Thätigkeit! Ewige Sorge für den Ruhm des deutschen Geistes! Pünktliche Bedienung! Fort mit Schaden! — Dagegen erhebt die Firma Kollmann, in tiefster Entrüstung, ihre Stimme: Ich allein, ich bin der Herold des unsterblichen Mysteriendichters, denn ich habe dafür gezahlt. Sue ist Sue und Wesché ist sein Prophet. Er ist sein Schatten, sein Wächter und Trabant. Er ist das einzige privilegierte Sprachrohr Sue'scher Ideen, er ist mein Telegraph zwischen Paris und Leipzig. Wie kann Grimma Leipzig zuvorkommen, da wir durch Couriere erfahren haben, daß der König der Romane noch keine einzige seiner köstlichen Todsünden begangen hat, sondern harmlos und ritterlich auf seinen Gütern bei Orleans bis in den lauen Märzmonat jagen will? Warte Deutschland, bis er ausgejagt hat, dann wird mein Wesché dich mit den wahren Todsünden in den Himmel versetzen. — Hurtig entgegnet darauf mit Wig der kühne Philippi: Und dennoch ist mein Held, mein Lubojakki, mit Recht des ersten Bandes Uebersetzer. Vorausgeeilt dem kommenden Ereigniß, hat er die Gräucl und Verbrechen alle, auf eigne Faust vollführt. Sei Deutschland, stolz! Ermanne Dich und lenk Dich selber achten. Die Sünden, die der stolze Franzmann that: ein Deutscher that sie ihm voraus. . . . Und während so in der Deutschen Allgemeinen Zeitung Kollmann und Philippi streiten, tritt in derselben Nummer der Herr des Hauses, nämlich Firma Brockhaus selbst, lächelnd zu den beiden und verkündigt, während der Pariser Correspondent im Hauptblatte tiefsinnig „das Greifenantlig“ der französischen Cultur demonstriert, nicht nur eine Uebersetzung derselben künftigen „sieben Todsünden“ von dem ewig jungen Genius Sue, sondern vorher noch die eines andern Sue'schen Romans in 4 Bänden: „Martin oder Memoiren eines Kammerdieners.“ Nun raufe deine Locken, Firma Kollmann, steige herunter von der Höhe deines Privilegiums, von dem Gipfel deines Comptoirstuhls, du, der da gesagt hat: Ich will meinen Verlagsthron erhöhen über die Verlagsstühle aller Verleger von Deutschland. Wo war das Auge deines Wesché, wo war dein untrüglicher Telegraph? Hat ihn der Nebel geblendet, als er sagte, der König der Romane jage in den Wäldern

bei Orleans? Ja, vier Bände Memoiren hat er gejagt auf schnellfüßigem Pegasus, du aber hast das Edelwild dir entgehen lassen. — Es wäre jedoch, ernst zu reden, hohe Zeit, einige Ordnung in die literararische Fabrikgesetzgebung zu bringen, um ähnlichen Wirren und Buchhändlerkriegen für die Zukunft vorzubeugen. Der Bundesstag sollte verordnen, daß die Uebersetzung eines französischen Romans von nicht mehr als zehn deutschen Buchhändlern zu gleicher Zeit verlegt werden dürfte.

— Die Säbel und Degen, die unsere jungen Garde- und andere Lieutenants an ihrer linken Seite tragen, sind im Grunde nicht kriegerischerer Natur als der Ehrensäbel, den die Magyaren dem Brennus des Clapiers, dem Ritter Franz List, geschenkt haben. Wenn nicht hie und da — Dank dem nachsichtigen Militär-Duellgesetze — irgend ein ungeübter Referendar durch einen militärischen Pistolenschuß niedergestreckt würde, wüßte man eigentlich die Beschäftigung dieser Degen gar nicht zu erklären. In der That ist die Rolle des gespitzten Eisens, womit die Ritter und Lanzknechte der Vorzeit fochten, zu Ende, und nur plumpe Kanonenkugeln und Eisenbahnschienen machen noch Eroberungen, letztere sogar mehr als die ersten. Da sind zwei Staaten, welche bisher von dem Pallasschild der Großmächte mit ihren papiernen Protocollen vor jedem Angriffe geschützt wurden: der Kirchenstaat und das osmanische Reich. So morsch beide sind, so hat die Flickschneider-Politik unserer Zeit sie doch vor der Invasion verschiedener Schwerter und Kugeln zu schützen gesucht. Aber was den Revolutionären der Romagna, was der Eroberungslust der Russen nicht zu erschüttern gelang, das werden jetzt die friedlichen Bestrebungen einiger Eisenbahncompagnien vollbringen. Der Nachfolger Petri und der Nachfolger des Propheten haben beide sich dazu verstanden, Eisenbahnen in ihren Staaten errichten zu lassen. Wie wird sich das Schicksal des Kirchenstaates gestalten, wenn erst von Rimini und dem polizeimörderischen Bologna der geflügelte Weg die umgestaltungslustigen Freunde Mazzinis ins Herz der ewigen Stadt führt? Wie wird das Loos der Pforte werden, wenn einst die Kosacken, um von Barna nach Adrianopel, Smyrna und Constantinopel zu gelangen, nicht mehr ihrer kleinen Pferde bedürfen? Dem sei wie da wolle, so viel ist gewiß, daß die Compagnie der Leopoldeseisenbahn (Livorno — Pisa) der Concession zur Ausdehnung bis nach Rom in nächster Zeit entgegensteht, so wie man in Constantinopel nur die Ankunft Reschid Pascha's erwartet, um einer englischen Compagnie, welche sich angeboten hat, eine Eisenbahn mit drei auslaufenden Zweigen: nach Adrianopel, Barna und Smyrna zu bauen, die Bewilligung zu ertheilen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Rebacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andra.